Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 38 (1962-1963)
Heft: 3

Artikel: Das Gold lag in der Luft : Erlebnisse als Afrikas erster Flugprospektor
Autor: Vogt, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1074035

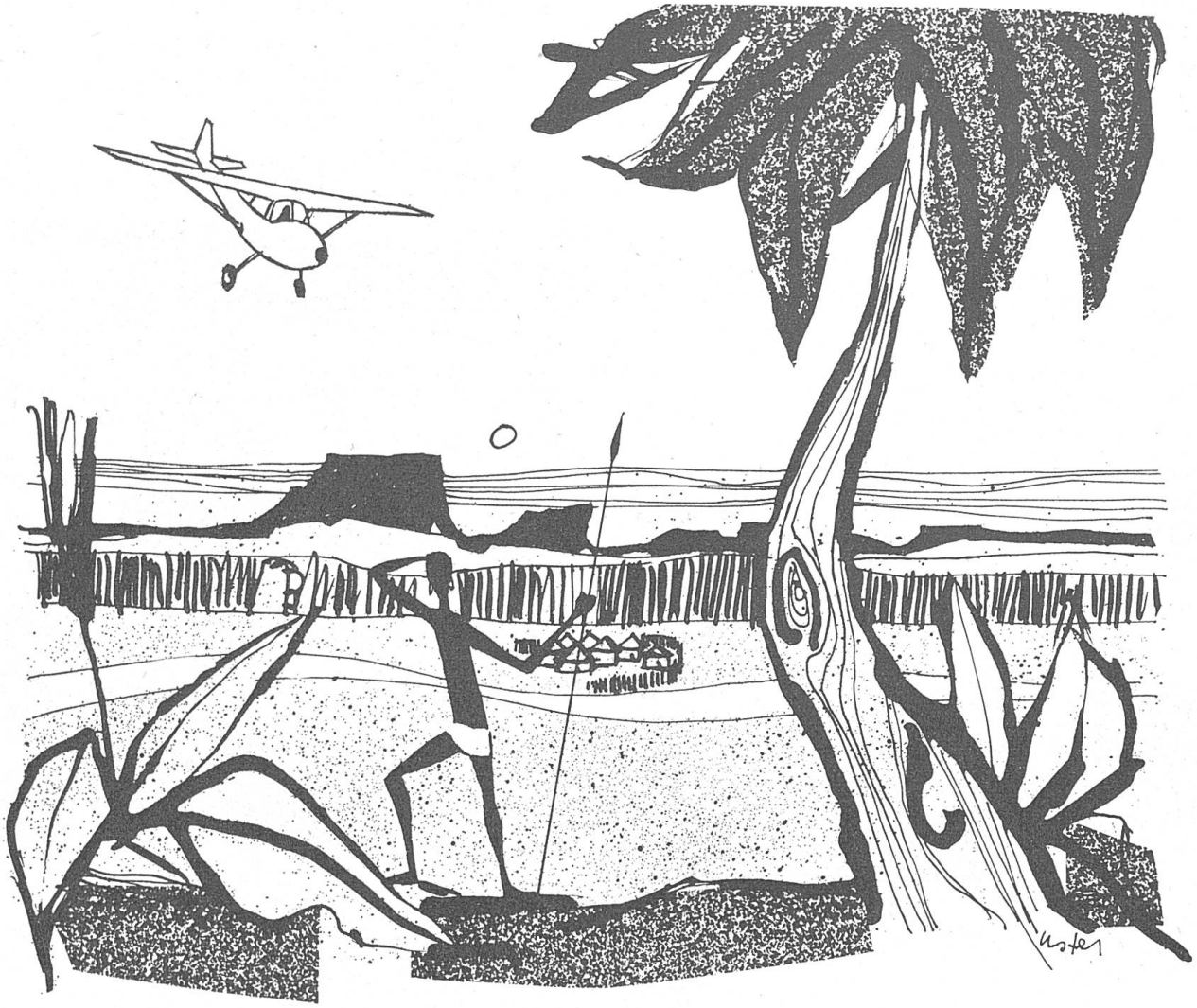
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Das Gold lag in der Luft

Erlebnisse als Afrikas erster Flugprospektor von Hans Vogt, Süd-Rhodesien

Als Sohn des Stationsvorstandes von Mühlau im Freiamt wäre es mir gewissermaßen in die Wiege gelegt gewesen, später zur Bundesbahn zu kommen. Das war so selbstverständlich, daß ich selber jahrelang daran glaubte, um so mehr, als mein Großvater, mein Vater und drei Onkel schon bei der Bahn Dienst taten. Damals war ein Posten bei der Bahn eben noch eine Art Familienangelegenheit. Meine Mutter löste den Herrn Stationsvorstand mitunter ab im Dienst, zog den schweren Mantel an und setzte die Mütze auf, um den späten Frachtzug durchfahren zu lassen, wenn mein Vater ausnahmsweise nicht da oder krank war. Meine Schwester und ich verkauften die Billette am Schalter und pflegten die Blumen rund um die Station. Wir lernten das Morse-Alphabet und konnten, wie unser Vater, vom Ticken des Telegraphs schon hören, ob der Anruf für Mühlau war.

Oft schickte mich der Vater auch mit der Draisine zum äußern Signal hinaus, um dort die Petrollampe anzuzünden, wenn nachts noch Züge zu erwarten waren. Mit diesem Ruderauto erreichte man dank dem leichten Lauf auf den Bahnschienen ein ganz beträchtliches Tempo. Bergauf freilich ging es bedeutend härter als hinunter, denn es gab noch keine Übersetzungen. Während die andern Buben nur Leiterwagen für ihre Abfahrtsrennen zur

Verfügung hatten und auf den holprigen Straßen oft Unfälle verursachten, fuhr ich also «meine» gut geölte Draisine auf kilometerlangen kreuzungsfreien Wegen, und zwar nicht nur dienstlich, sondern oft auch privat. Welcher Sohn bekommt von seinem Vater oder vom Bund heute noch ein solch wunderbares «Spielzeug»?

Auf unserer Bahnstrecke war nachts nur selten Verkehr. Die wichtigen Schnellzüge Basel–Gotthard fuhren via Olten–Zofingen–Luzern. Wenn einmal der «Lumpensammler» vorbei war, war es still auf den Geleisen der Freiämter Strecke. Oft legte ich mich, wenn sein Licht in der Ferne verschwand, mit dem Ohr auf die Schiene, um dem stets leiser werdenden Klopfen der Räder zu lauschen. Wenn es ganz still war, war nur noch ein leises Rauschen vernehmbar, gerade so, wie wenn man eine Muschel an das Ohr hält. Dabei stellte ich mir vor, daß die Schienen ja bis nach Hamburg und Genua zusammenhängen und daß ich da nun wohl die Brandung des Meeres höre!

Nach dem Ersten Weltkrieg verkehrte erstmals der Luxuszug «Rheingold» von Deutschland bis Luzern, der ausnahmsweise über das Reußtal umgeleitet wurde. Das war für mich ein Erlebnis! Auf die angesagte Zeit fuhr ich dann mit der Draisine zum Signal hinaus, hob dort mein Vehikel aus den Schienen und zündete die Lampe an, drehte sie hoch in Position und setzte mich bergseits am Bord in das Gras. Von da aus hatte ich einen prächtigen Tribünenplatz, denn um die Signalkurve kam der Zug etwas langsamer, so daß ich mir alles gut anschauen konnte: die Stehlämpli auf den Tischen, die eleganten Leute, die glänzigen Wände und die feudal gedeckte Tafel im Speisewagen. All das schien mir fast überirdisch prächtig, und der Zug trat gewissermaßen leiser, nöbler auf die Schienen, er roch anders, besser als der «Lumpensammler». ‚Das sind sicher alles Millionäre da drin', dachte ich mir.

Die Postkarte von Vetter Willy

Als ich zwölf Jahre alt war, wurde mein Vater nach Lenzburg versetzt, und einige Jahre später kamen wir nach Olten, wo ich die Verkehrs-Schule besuchte. Wie jeder andere Junge träumte ich von der weiten Welt, von Abenteuern, von Karl May-Erlebnissen, von Reisen und Expeditionen. Aber ... in unserer Familie gab es seit Generationen Isebäänler, wir waren mit der SBB auf Du. Meine Zukunft hieß: Schweizerische Bundesbahnen.

Da gab eine simple Ansichtskarte meinem Leben plötzlich eine neue Wendung: Mein Cousin Willy Müller schrieb, daß er seinen angesagten Besuch bei uns wegen einer Reise nach Bremen und London verschieben müsse. Auf der Karte war der Dampfer «Columbus» des Norddeutschen Lloyd abgebildet, in Bremerhaven bei Nacht, vor seiner Ausfahrt nach Southampton, Cherbourg und New York ... Alle Luken, die Promenadendecks und die riesigen Kamine waren beleuchtet. Krane hoben Kisten aus einem winzigen Zug in das Schiffsinnere. Passagiere, so klein wie Ameisen, stiegen ein. Dieser Ozeanriese vor seiner Ausfahrt in die Neue Welt bot einen gigantischen Anblick. Ich war fasziniert von dieser Ansichtskarte – und setzte es mit aller Kraft durch, beim «Reise-Müller» in Basel, dort eben, wo der Willy war, als Lehrling eintreten zu dürfen. Und es gelang!

Ich konnte mich in den ersten Wochen kaum sattsehen an all den Prospekten im Büro, an den großflächig sich entfaltenden Schiffsplänen mit den verschiedenen Decks eines Ozeandampfers: Da war die Dritte, da die Zweite und zu oberst die Erste Klasse, die Schwimmbäder, das «Gymnasium», die Rauch- und Spielsalons, Kino und Nightclub, Lese- und Schreibzimmer, Massageräume und Spital, Bibliothek, Kinderspielzimmer und Kapelle ...

Damals, 1928, gab es auch die ersten Flugpläne: In dreieinhalb Stunden konnte man von Zürich nach Paris fliegen!

Ich lerne die Menschen kennen

Bald kam ich auch in den Außendienst und begleitete Auswanderer nach USA in Gruppen auf ihr Schiff. Es lag stets eine melancholische Stimmung über diesen Auswanderer-Transporten. Die Leutchen hatten ihre karge, aber doch lebenserhaltende Existenz abgebrochen und wollten das Glück in der Neuen Welt versuchen. Wohl hatten einige Emigranten Bekannte oder Freunde drüben, viele aber kannten niemanden. Ich sah da manche versteckte Träne und Spuren von Schmerz und Angst vor dem, was kommen würde. Und ich knüpfte manche wertvolle Freundschaft an unterwegs, habe manches Schicksal in einem Briefwechsel

miterlebt, Grüße gesandt aus der Heimat und manchmal eine Zeitung aus der früheren Wohngegend.

Kaum hatte ich jeweils meine Auswanderer auf dem Schiff einquartiert und mich von ihnen verabschiedet, mußte ich mich beeilen, ausschiffende Passagiere nach Österreich, Ungarn, Rumänien, nach Jugoslawien, Bulgarien und Griechenland zu sammeln und sie im Schiffsextrazug von Cherbourg nach Paris-St. Lazare zu plazieren. Diese Rückwanderer waren meist Leute aus dem Balkan, die in Amerika oder Kanada wohnten und zu einem Besuch in die Heimat reisten. Es hatte aber auch viele dabei, die von Amerika ausgewiesen worden waren, wegen finanziellen Schiffbruches, wegen Teilnahme an politischen Unternehmungen gegen den Staat oder wegen Verbrechen, die mit Zuchthaus bestraft wurden. In all den Fällen wurden die unerwünschten Elemente in das Herkunftsland abgeschoben. Es war eine zusammengewürfelte Gesellschaft von lieben und herzensguten Menschen bis zu bockbeinigen und frechen Gesellen.

Als Reisespesen durfte ich jeweils die Kosten Zweiter Klasse berechnen, Nachtfahrten im Schlafwagen, dazu das Essen im Speisewagen und Taxifahrten in allen größeren Städten. Ich fuhr aber immer Dritte Klasse und schlief im Gepäcknetz des Abteils. Ich ernährte mich mit Früchten und Sandwiches und benützte Autobusse und Untergrundbahn. Mein Lehrlingslohn von zwanzig Franken im Monat stieg dank den vergüteten, aber nicht ausgegebenen Reisekosten somit auf das Zehnfache! Es gab Zeiten, wo ich eine ganze Woche ununterbrochen im Zuge unterwegs war, nach Cherbourg hinunter, von dort in den Balkan und wieder nach Basel zurück.

Oft funktionierte ich auch als Begleiter von Geistesgestörten. Ein amerikanisches Gesetz schrieb nämlich vor, daß eingewanderte Siedler, die drüben dem Staat zur Last fielen, wieder repatriiert werden mußten. Und zwar war es die Pflicht der Schiffsgesellschaft, die sie seinerzeit nach USA gebracht hatte, die Leute an ihren ursprünglichen Wohnort zurückzubefördern.

Meine Lehrfirma nun war Generalagent von drei großen Schiffsgesellschaften des Nordatlantik. Kein Wunder also, daß oft unter anderem Aufträge kamen, Geistesgestörte aus Amerika in ihr Heimatland zurückzubegleiten und sie dort gegen Quittung abzugeben. Die Schiffsgesellschaft mußte dem amerikanischen Staat beweisen, daß der Auftrag der Rückbeförderung richtig ausgeführt worden war, sonst hätte sie ihr Landerecht in USA aufs Spiel gesetzt.

Der arme Mister M.

Natürlich waren zurückgewiesene Emigranten zu Hause nirgends willkommen. Ich sah nur wenige Fälle, wo die Familie des erkrankten Angehörigen ihn wieder liebevoll in ihre Gemeinschaft aufnahm. Statt daß ein reicher Onkel aus Amerika zurückkam, den man feiern konnte, strandete ein armseliger, gebrochener Mensch... Kein Wunder, daß die Ablieferung von so einem Häuflein menschlichen Elends sehr schwierig sein konnte. Die Ausreden der «Empfänger» waren oft unverständlich gemein: Man habe den Mann noch nie gesehen, man kenne ihn nicht! Es handle sich wohl um ein anderes Dörflein, ganz im Süden von Jugoslawien, wo er hingehöre! Zudem gäbe es hier kein Armenhaus und alle Verwandten seien in den letzten Jahren gestorben!

So ein Fall war ein Mister Manturowics, den ich in Kirlibaba, hoch oben in den Karpathen, abliefern mußte. Die Papiere des Geistesgestörten warnten, daß er ständig Fluchtversuche unternehme und manchmal bösartig werden könne. Der stämmige Rumäne war viel stärker als ich. Er konnte stundenlang mit starrem Blick vor sich hinstieren und dann urplötzlich ganz unruhig werden. Ich war froh um den Rat eines deutschen Kollegen der gleichen Schiffsgesellschaft, der mir gesagt hatte, ich sollte Beruhigungstabletten mitnehmen und Bonbons. Bei gutmütigem Betragen sollte ich ihm unterwegs Täfeli zum Lutschen geben, um mich mit ihm anzufreunden. Wenn er unangenehm würde, hülfen ein bis zwei Schlaftabletten mehr als jedes Zureden oder Gewalt.

Ich verbrachte zwei Tage und zwei unruhige Nächte im Zug, bis wir in Rumänien auf der einsamen Bahnstation Jacobeni ankamen. Der Weiler Kirlibaba war eine gute Wegstunde zu Fuß entfernt. Es gab kein Fuhrwerk, und es war niemand da, um uns mit dem Gepäck zu helfen. Dabei hatte ich den Mann noch mit einer Handschelle an mich ketten müssen.

Kurz vor der Ankunft nahm ich die Verbindungskette ab. Die Bewohner schienen jedoch im Bilde zu sein und benahmen sich eher

feindlich gegen uns. Mein armer Mister erkannte eine ältere Frau und reichte ihr die Hand zum Gruß, sie aber schaute einfach weg, schneuzte sich auf den Boden und wischte dann mit dem Arm über das Gesicht. Mir drückte es fast das Herz ab, als ich die tiefe Enttäuschung auf dem Gesicht meines Patienten sah. War *das* die Heimkehr? Ich hätte am liebsten geweint.

Der Tellen-Sprung

Im letzten Lehrjahr war mein größter Wunsch, noch über den Atlantik zu kommen. Ich setzte es durch, daß die United States Lines mich für einige Überfahrten auf ihrer «President Roosevelt» engagierten. Da Landratten auf Schiffen sicher keine große Hilfe sind, wurde mir nur ein Pro forma-Salär von einem Cent pro Monat offeriert, also knapp fünf Rappen. Gratis nämlich durfte mich die amerikanische Handelsmarine nicht anheuern, ich galt nur als Mannschaft, wenn ich bezahlt wurde. So einen billigen Seemann kriegen sie heutzutage wohl kaum mehr!

Von meiner Firma in Basel erhielt ich zusätzlich ein kleines Taschengeld, und sofort überlegte ich mir, wie ich meine finanzielle Lage verbessern könnte. Damals waren in der Schweiz Roskopf-Taschenuhren zu zwei Franken erhältlich. Ein Warenhaus in Basel hatte davon einen Vorrat von zweihundert Stück. Die hübsche Verkäuferin gestattete mir, daß ich abends kurz vor Geschäftsschluß alle gleich richten und aufziehen durfte. Am nächsten Morgen sah ich dann, welche Uhren genau gingen – und diese dreiundsiebzig Auserwählten kaufte ich. Auf dem Schiff setzte ich sie ab, an die Mannschaft und die Passagiere, zu je drei Dollar das Stück – und verdiente damit annähernd 700 Franken.

Als ich das dritte Mal in New York war, beauftragte mich der Zahlmeister der «President Roosevelt», dem ich unterstellt war, am Pier einige Dokumente ins Büro der Gesellschaft zu bringen und sofort zurückzukehren, weil wir um 16 Uhr in See stachen. Vor lauter Pressieren stieg ich in der Untergrundbahn versehentlich in einen Schnellzug ein, der an der gewünschten Station nicht hielt und mich einige Meilen zu weit beförderte. Es gab ein Rennen gegen die Zeit. Als ich endlich außer Atem beim Schiff zurück war, war auch der letzte Verbindungssteg mit den Kranen bereits weggehoben und der Ozeanriese wurde von den Schleppdampfern vom Pier weggeschoben...

Mein Gepäck, Paß, Geld, alles war auf dem Schiff, und in New York kannte ich keinen Menschen. Ich *mußte* mit! Am Heck der «President Roosevelt» hatte es glücklicherweise wenige Meter über der Wasserlinie noch ein Deck, auf dem die Köche etwas frische Luft schnappten. Sie standen dort der Reling entlang und winkten ihren Angehörigen Abschied. Es galt rasch zu handeln. Wilhelm Tell hat sich damals die Sache auch nicht lange überlegt. Ich bugsierte drei Leute auf die Seite, nahm einen Anlauf, schrie den Köchen zu, sie sollten mich halten und – sprang. Der Elan reichte gerade, um die unterste Querstange des Geländers am Schiff zu packen. Die Köche griffen zu und hoben mich hinein.

Zurück im Reisebüro Müller avancierte ich im Laufe der Jahre zum Prokuristen und später zum Direktor der Firma. Ich hatte so oft Gelegenheit, Emigranten zu beraten und ihnen zu schildern, wie angenehm auch das Leben in Übersee sei, daß ich es schließlich selber glaubte und – 1951 nach Süd-Rhodesien auswanderte. Ein Jahr vorher war ich mit meiner Frau kreuz und quer durch Afrika gereist. Wir hatten ein Land gesucht, wo das Klima angenehm war, wo es Elektrizität, gutes Trinkwasser, Milch und eine anständige Zeitung gab und wo meine drei Kinder zur Schule gehen konnten.

Es sollte auch ein Ort sein, wo die Leute glücklich waren. Um das festzustellen, stellten wir uns jeweils eine halbe Stunde an eine Straßenecke und notierten auf einem Block, wie viele Passanten lachend und zufrieden vorbeigingen, wie viele verärgert, hastend oder unhöflich. Salisbury schnitt dabei besonders gut ab, und ein Jahr später war es soweit: Wir kamen am 1. August 1951 hier an. Im Handkoffer hatten wir Raketen, schwirrende Sonnen und anderes Feuerzeug, um den Feiertag als Schweizer im Ausland gebührend zu begehen. Durch das ungewohnte Feuerwerk um diese Jahreszeit neugierig gemacht, kamen an diesem Abend viele Nachbarn zu uns, begrüßten die Neuankömmlinge und schlossen gleich Freundschaft mit uns!

Unsere neue Wahlheimat ist etwa zwanzigmal größer als die Schweiz, und doch wohnen nur 300 000 Weiße und 3 Millionen Neger und Farbige hier. Die Hauptstadt Salisbury liegt

Benützen Sie die diesem Heft
beigelegte Bestellkarte!

auf der Höhe von St. Moritz und hat eine Art Riviera-Klima. Der Zambesi bildet die nördliche Grenze des Landes. Dort sind die berühmten Viktoria-Fälle, die 1855 von Livingstone entdeckt wurden.

Kupfer, Nickel und Diamanten

Tabak gehört zu den wichtigsten Exportartikeln dieses Landes. Obwohl ich selber Nichtraucher bin, beteiligte ich mich schon im ersten Jahre hier an Tabakpflanzungen.

An Wochenenden zog ich aber regelmäßig in den Busch hinaus, um nach unentdeckten Mineralvorkommen zu suchen. Das ist eine faszinierende Beschäftigung, ein Sport, der zur Leidenschaft werden kann. Jede Expedition ist ein Abenteuer in vielleicht noch nie betretene Gebiete. Die erhältlichen Karten von unerforschten Gegenden sind sehr lückenhaft. Erhebungen, so groß wie der Uetliberg, figurieren auf der Karte noch gar nicht, dagegen mögen Flüsse oder Pfade eingezeichnet sein, die es schon lange nicht mehr gibt.

Und damit wurde ich langsam zu dem, was man hier «Prospector» nennt. Man könnte diese Berufsbezeichnung etwa mit «Sucher, Schnüffler, Schürfer» übersetzen. Ich glaubte, damit noch eine Chance zu haben, denn in diesen noch nicht oder wenig erforschten Gebieten der Erde liegen riesige Erzvorkommen, die der Entdeckung harren. Sie sind schon seit Millionen Jahren da, und viele ragen teilweise zum Boden heraus. Sie strecken uns Menschen gleichsam den kleinen Finger entgegen. Es läßt sich kein Urteil darüber abgeben, was sich unter zutagetretenden Mineralvorkommen noch verbirgt. Wer Felsstücke entdeckt mit deutlicher Mineralisierung, von schwerem spezifischen Gewicht, wobei der Glanz, die Körnung, die Farbe, die Härte und weitere Indizien auf Metallerze schließen lassen, wird natürlich weitergraben, bohren und sprengen, um zu sehen, was da verborgen liegt.

Oft aber hängen die großen Funde von Zufällen ab. Eine der größten Kupferminen der Erde, die «Roan Antelope» im Copper-Belt von Nord-Rhodesien, wurde von einem Jäger entdeckt, der eine Antilope schoß und sie nicht richtig traf. Schwer verletzt vermochte sie sich noch eine halbe Meile fortzubewegen und brach dort schließlich zusammen. Wo? Auf einer Felsplatte, so groß wie ein Zimmer, mit grün oxydierenden Kupferspuren drin. – Der Blutspur folgend gelangte der Jäger zu seiner Beute, waidete sie aus, schlug dann eine Gesteinsprobe vom Fels – und entdeckte so ein Erzlager, das man heute nicht einmal mit allen Ciba-Aktien zusammen kaufen könnte!

Vor zwei Jahren hat eine Rhodesierin keine 20 Kilometer von ihrem Haus entfernt Nickelgestein entdeckt, wofür ihr eine kanadische Minengesellschaft nur gerade zwei Millionen Franken ausbezahlt hat! Es werden jetzt Schächte gebaut, und eine Minenstadt wird dort entstehen, wo noch vor wenigen Jahren Kühe weideten, wo Du, lieber Leser, und ich ebensogut hätten hinkommen können, um einige Klümpchen Nickel aufzuheben!

Einer der reichsten Männer der Erde, der inzwischen verstorbene Diamantkönig Williamson, hat *die* Entdeckung seines Lebens gemacht, als er sich nach anstrengender Fußtour in Tanganyika auf der Suche nach Diamanten ahnungslos zum Lunch in den Schatten eines Baumes setzte. Er war schon tagelang unterwegs, war müde und hatte nichts gefunden. Es war heiß, und er hatte noch fünf Stunden Marsch zum Lager zurück. So legte er sich zu einem Mittagsschläfchen hin, bettete den Kopf in dürres Laub und nahm einige Steine weg, die ihn genierten. Steine? Ja, aber was für welche – Diamanten waren es, kirschengroße Oktaeder und andere Formen! Das Mittagsschläfchen fand nicht statt. Vorbei war es mit der Müdigkeit. Wenn das Glück an die Türe klopft, so muß man öffnen. Williamson schritt die ganze Gegend ab, um das Ausmaß des Vorkommens abzuschätzen. Es war phantastisch! Sein Fund entwickelte sich zur reichsten Diamantmine der Erde: «Williamson Diamonds Ltd» in Shyninanga, Taganyika.

Heute wird das Prospektieren größtenteils wissenschaftlich betrieben. Es gibt Einrichtungen, die eine Art Radarstrahlen in den Boden senden und messen, wie viele davon und aus welcher Tiefe sie reflektiert werden. In der Ölsuche werden Detonatoren verwendet, Explosionen in Bohrlöchern, deren Erschütterungen von ringsum im Boden fixierten «Erdbeben-Registratoren» aufnotiert werden. Das Magnetfeld der Erdoberfläche wird gemessen und die radioaktive Strahlung. Ständig werden neue Methoden entwickelt, um diesem oder jenem Element sicherer auf die Spur zu kommen. Ich schätze, daß heute auf der ganzen Welt insgesamt etwa 20 000 Prospektoren tätig sind.

Das Peggen beginnt

Beim Minen-Departement sind Prospektoren-Lizenzen erhältlich für eine Gebühr von einem Pfund Sterling (= 12 Schweizerfranken). Bedingungen dazu sind ein guter Leumund und ein Alter von über 21 Jahren. Die «Prospecting-Licence» gibt dem Inhaber das Recht, im ganzen Land nach Belieben zu prospektieren mit Ausnahme von bebautem Land, Straßen, Bahnen, und nicht näher als 500 Meter von einem bewohnten Haus. Der Landeigentümer muß benachrichtigt werden, daß auf seinem Boden prospektiert wird. Damit erhält der Prospektor, jedenfalls in Süd-Rhodesien, das Recht, Holz zu schlagen zum Abkochen sowie fünf Stück Vieh halten zu dürfen, und es muß ihm Zugang zu Trinkwasser gewährt werden. Auch darf er sich eine Hütte bauen. Ein kluger Farmer wird rund um das «gepeggte» Terrain selber Felder abstecken. Für den Fall, daß in der Gegend ein wertvoller Fund gemacht wird, hat er dann einige Trumpfkarten in der Hand, verbürgte Rechte, die er gegen eine möglichst hohe Bezahlung an eine Minengesellschaft abtreten wird. Pro Lizenz kann nur eine gewisse Bodenfläche abgesteckt werden. Ohne Schwierigkeiten könnten jedoch zehn bis zwanzig «Prospecting-Licences» zu je einem Pfund bezogen werden.

Wir sprachen von «peggen». Was ist das? – Ein «Peg» ist ein Pfahl, der mehr als acht Zentimeter Durchmesser haben und 1 Meter 30 zum Boden herausragen muß. Daran muß eine ausgefüllte «Prospecting-Notice» gebunden oder auf einem Brett angeschlagen werden, womit der Grund im Umkreis von 300 Metern für einen Monat dem Prospektor zur Mineraliensuche reserviert ist.

Wer einen Monat Camping-Ferien an x-beliebigem Ort ungestört verbringen will, steckt einen Prospecting Peg in den Boden und stellt daneben sein Zelt auf und «sucht Mineralien» bis sein Urlaub vorbei ist. Alle Täfeli wie «Camping verboten», «Privat-Land» und ähnliche erübrigen sich damit!

Die Entdeckung

Wenn es zu einer Entdeckung kommt, errichtet man nochmals einen Pfahl, «Discovery-Peg» oder D. P. genannt, an dem man die Entdeckungsbekanntmachung anschlägt. Davon wird eine Kopie dem Minenkommissär eingesandt. Von diesem Moment an ist ein Kilometer im Umkreis 31 Tage lang für weitere Nachforschungen dem Prospektor reserviert. In dieser Zeit kann er sich durch Markierung mit Eckpfählen eine Fläche bis zu 300 000 Quadratmeter Land mit gerade verlaufenden Grenzen abstecken.

Beim Prospektieren und Peggen kommt es freilich laufend zu Gerichtsfällen, vor allem, wenn es sich um wertvolle Entdeckungen handelt. Afrikas unerforschte Gebiete sind so groß und teilweise so unzugänglich, daß das Gesetz des Stärkern nur zu oft in Anwendung kommt. Errichtete Prospektionspfähle oder Grenzmarkierungen werden von ruchlosen Gesellen wieder ausgerissen und an deren Stelle ihre eigenen Angaben angenagelt. Oder es werden einige hundert Meter davon vordatierte Notices unbeobachtet aufgestellt, worauf beim Minenkommissär protestiert wird, daß ein Greenhorn zu Unrecht in dem reservierten Gebiet herumgeschnüffelt habe.

Bitte liefern Sie gratis!

Anno 1952 war ich zu Besuch in der Schweiz, in Bern. Am Abend ging ich gelangweilt in das Kino und schaute, auf den Hauptfilm wartend, die Wochenschau an. Plötzlich war ich aber hellwach und hing mit den Augen an der Leinwand: In Australien sei eine Methode entwickelt worden, um vom Flugzeug aus radioaktive Strahlung der Erdoberfläche aufzufangen und zu messen!

Das war es! Schon immer dachte ich mir, daß die althergebrachten Prospektionsmethoden überholt seien, ohne daß ich jedoch eine praktischere Lösung wußte. Hier war es auf dem Teller präsentiert. Ich sah mir das Vorprogramm noch viermal an, bis ich jedes Detail erfaßt hatte, und schrieb dann sogleich an das Geologische Departement der Regierung von Australien in Canberra.

Die Auskunft lautete, es handle sich um eine kanadische Erfindung. Ich solle mich für weitere Details an die Nuclear Enterprises in Winnipeg wenden.

Mir schwamm es vor den Augen, als ich die

Foto: Otto Pfenninger
Der Hirte und die Herde

Prospekte aus Canada erhielt, denn meine technischen Kenntnisse reichten kaum aus, um zu begreifen, worum es eigentlich ging. Und der Preis! 30 000 Franken hätte ich auf den Laden legen sollen. Natürlich ein Pappenstiel im Verhältnis zu den damit möglichen Millionen-Entdeckungen. Aber woher nehmen? Und wie sollte ich als Kaufmann und Reisebüro-Experte, der zwei Jahre Prospektor war, so eine komplizierte Apparatur einbauen und verstehen können?

Hindernisse sind da, um überwunden zu werden. Ich schlug den kanadischen Erfindern vor, sie möchten mir so einen Scintillometer, fast tausendmal empfindlicher als ein Geiger-Zähler, gratis liefern gegen eine Beteiligung von 20 Prozent an den damit entdeckten Vorkommen. Von der Reisebüro-Zeit her hatte ich einige Freunde in Canada, die ich als Referenz angab. Es war klar, daß die Kanadier dazu nur Ja sagen konnten, wenn sie den Eindruck hatten, ich sei ein ehrlicher Mensch.

Als Schweizer hat man aber in der Welt glücklicherweise oft a priori den Ruf der Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit. Meine Nationalität allein half mir schon viel. Die Erfinder schrieben auf alle Fälle nach einigen Tagen, sie hätten per Luftfracht einen Scintillometer mit Einbau- und Bedienungsinstruktionen an meine Adresse nach Rhodesien abgeschickt!

Als Reiselektüre für meinen Heimflug kaufte ich noch einige Bücher über Atome, radioaktive Isotope, über Alpha-, Beta- und Gammastrahlen und über Elektronik, um nach Möglichkeit aufzuholen, was mir an Ausbildung fehlte.

Als ich in Rhodesien ankam, waren schon sechs handkoffergroße Pakete bei mir daheim. Mit der gleichen Freude, mit der ein Bub die erste Eisenbahn unter dem Christbaum auspackt, reservierte ich gleich ein ganzes Zimmer, um alles fein säuberlich auszubreiten. Kabel, Radioröhren, Sicherungen, Serien von Zahnrädern, Schräubchen und Stecker gab es in rauhen Mengen. Ein Generator war da. Ein hochvoltiger Stromerzeuger und ein kompliziertes Schaltbrett kamen zum Vorschein. Ein Recorder war dabei, bei dem eine fein aufliegende Glasfeder mit rotem Strich auf einen laufenden Papierstreifen eine Kurvenlinie zeichnete. Etwa so, wie der Arzt mit dem Elektrokardiogramm die Tätigkeit des Herzens aufzeichnet. Eine fast meterlange Metallröhre war als «Detektor-Kopf» angeschrieben, der unten aus dem Flugzeug herausragen müsse... Und dieses Puzzle sollte ich zusammensetzen!

Ich telephonierte einem Radiobastler, einem Elektriker und einem Physiker, mir über das Weekend zu helfen und zu raten. Wir setzten uns zu viert mitten in das Wirrwarr, am Samstag bis spät in die Nacht und nochmals zehn Stunden am Sonntag und... o Wunder, es klappte! Die Anlage summte, die Zeiger spielten, die Stufenschalter reagierten, und ich konnte mit dem Leuchtzifferblatt der Uhr beim Detektor-Kopf radioaktive Vorkommen simulieren. Die Maschinerie war damit bereit zum Einbau in – mein Flugzeug. Ja, auch das hatte ich ja, gleichsam einer Vorahnung folgend, schon bei meiner Einwanderung in Rhodesien gekauft. Fliegen gelernt habe ich allerdings schon viel früher, in der Segelfluggruppe Olten.

Meine VP-YJX hat Reservetanks und kann sich fünfeinhalb Stunden in der Luft halten. Dank Landeklappen an den Flügeln, braucht man nur eine kurze Piste für Start und Landung, und der Apparat kann auch in der Luft, wenn erwünscht, langsam, das heißt mit 70 Kilometer in der Stunde, fliegen ohne abzustürzen. Ein amerikanischer 125 PS Lycoming-Motor gibt genügend «Speuz», um steil steigen zu können und ohne Mühe ein Reisetempo von 160 km/Std. einzuhalten.

Erfolg ist Zufall

Nach einigen Probeflügen in der Umgebung mit dem nun fertig ausgerüsteten Flugzeug, war es mir klar, daß es eine Geldverschwendung wäre, ohne richtige Lehrzeit eine größere Flug-Safari zu unternehmen. Von Geologen erfuhr ich, daß von Rhodesien bis nach Kenya hinauf total sechs «heiße Stellen», wie man radioaktive Fundorte nennt, mit Geiger-Zählern entdeckt worden waren und nun untersucht wurden. Um Erfahrung zu sammeln, besuchte ich all diese Vorkommen, um darüberzufliegen und zu sehen, wie der Scintillometer funktionierte und wie radioaktive Landschaft aussehen konnte.

Auf meinem Lernflug nach Nordrhodesien,

Foto: Haus Baumgartner
Gampiross und Walliser Truhe

Nyassaland, Tanganyika und Kenya schien sich bei mir die Volksweisheit zu bestätigen, daß «di dümmschte Buure di grööschte Herdöpfel händ»: Ich entdeckte gleich zwei bisher noch unbekannte Ableger in 40 und 75 Kilometer Distanz von bekannten Vorkommen! Sie standen an so unzugänglichen Orten, daß je zehn Tage kaum genügt hätten, um sie zu peggen, auszumessen und Grenzpfähle zu errichten. Deshalb informierte ich die in der Nähe arbeitende Gesellschaft und hoffte, auf ihre Anständigkeit bauend, einen Anteil des Erfolges für mich zu sichern. Weit gefehlt: Ich erhielt nie einen Rappen! Fortan gehörte meine «Hermes-Baby» zur festen Ausrüstung, um alle Abmachungen unterwegs sogleich schriftlich und im Doppel festhalten zu können.

Phantastische Verträge

Wer Geologie studiert hat und von einer Minengesellschaft als Prospektor angestellt wird, hat ein gutes Auskommen, eine interessante Beschäftigung und ein freies Leben. Wer aber auf eigene Faust prospektiert, hat es schwieriger. Es ist gut, wenn man sich mit Reisespesen und Auslagen für Ausrüstung nicht überlupft, obwohl natürlich der Prospektor täglich die Chance hat, steinreich zu werden, wenn er ein Erzlager entdeckt und wenn er sich dann sofort seine Rechte sichert und wenn er eine finanzkräftige Gesellschaft findet, die ihm die Entdeckung abkauft. Ja, wenn! Auszahlungen aber von 100 000 Franken bis zu 10 Millionen und mehr kommen laufend vor! Wenn...

Nun, Erfolg hatte ich wenigstens insofern, als ich über zehn Verträge abgeschlossen habe für radioaktive Vorkommen in Uganda, Kenya, Tanganyika und Rhodesien. Sie lauteten etwa wie folgt:

«Die Gesellschaft zahlt an Hans Vogt pro Monat 100 Pfund Sterling (gleich 1200 Schweizerfranken) für die Dauer von sechs Monaten und darf dafür Entwicklungsarbeiten vornehmen. Sie kann dieses Abkommen verlängern. Im zweiten Jahr zahlt sie 1000 Pfund Sterling pro Monat (weil bis dann ja mehr bekannt ist, also mehr riskiert werden kann). Die Gesellschaft kann noch ein drittes Jahr zu diesem Ansatz weiterforschen. Am Ende des dritten Jahres fällt das Projekt (wenn die Gesellschaft es nicht ausführen will) kostenlos an Hans Vogt zurück oder ein Barbetrag von 150 000 Pfund Sterling (gleich 1,7 Millionen Schweizerfranken) wird ausbezahlt.»

Um es vorweg zu nehmen: Keiner meiner Funde kam bis zur zweiten Stufe. Etliche wurden sechs Monate und andere während einem Jahr untersucht, so daß doch genügend Geld einging, um alle Spesen, plus den Kaufpreis für das Flugzeug und die andere Ausrüstung zu decken. Und die Kanadier erhielten, in Form ihrer Beteiligung, etwas mehr als mich das Instrument gekostet hätte.

Arbeitsbeschaffung

Nach meinem Studienflug zu bekannten Vorkommen war es in den Fachkreisen, bei den Minengesellschaften, Geologen und Prospektoren bald allgemein bekannt, daß nun auch in Afrika ein fliegender Prospektor herumsurre. Es zirkulierten ganz phantastische Geschichten über mich, was für hohe Finanzkreise hinter mir stünden und was für ausgedehnte Gebiete von Afrika mir schon gehören sollten! In Wirklichkeit stand gar niemand hinter mir. Ich prospektierte aus Vergnügen und Interesse, statt fischen zu gehen, und ich verflog nur so viel Geld, wie ich auf einer größeren Ferientour oder Überseereise auch ausgegeben hätte. Ich hatte noch keinen Rappen damit verdient, besaß keine eigene Mine und ich lebte so bescheiden als möglich, um mit dem vorhandenen Geld weiter zu kommen.

Am Anfang begriff ich gar nicht so recht, warum ich überall in den Hotels sofort zu Drinks eingeladen wurde, und warum wildfremde Menschen Partner werden wollten bei meinen «Unternehmungen». Die Leute an den Nebentischen horchten meine Gespräche ab, Zeitungsreporter besuchten mich, und ich war so etwas wie ein Phänomen. Wo immer mein Flugzeug landete, ging die Kunde, daß der «fliegende Uranbaron» geheime Informationen haben müsse über sagenhafte Vorkommen in dieser Gegend. Ich amüsierte mich königlich über diesen Betrieb.

Wenn ich auf einem Flug über einer Gruppe Elefanten kreiste, weil ich die Riesenbiester photographieren wollte, war sogleich ein Rudel Prospektoren zur Stelle, peggte den Boden und registrierte Claims, weil sie meinten, ich hätte auf Grund von aufgefangenen Gammastrahlen jenen Ort näher untersucht.

So habe ich manchem unfreiwillig ganz schön Arbeit verschafft.

Ein anderes Mal badeten Negerinnen in einer Schlucht unter einem kleinen Wasserfall. Ich sah sie im Vorbeiflug, gewann an Höhe und sauste dann mit gedrosseltem Motor steil jene Schlucht hinunter, um sie etwas zu erschrecken. Die hatten noch nie so nahe ein Flugzeug gesehen und stoben davon, ihre Kleider am Bach hinterlassend. Das war so lustig, daß ich auf dem Rückflug am gleichen Tage das Manöver wiederholte. Und eine Woche später war der ganze Berghang von Prospektoren gepeggt!

Eine Begleiterscheinung meiner ungewollten Berühmtheit in Prospektorenkreisen war es, laufend phantastische Geschichten zu hören von reichen Funden, früher einmal entdeckt und

Der kleine Familienfilm

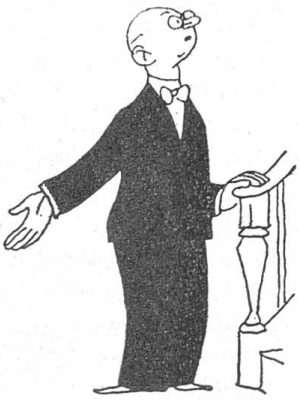
1) Kommt heim. Frau ruft, vor wenigen Minuten habe man ihn am Telephon verlangt.

2) Sagt nein, sie wisse nicht, wer am Apparat war, sie glaube, Alice habe Hörer abgenommen

3) Geht in Küche, um Alice zu suchen.

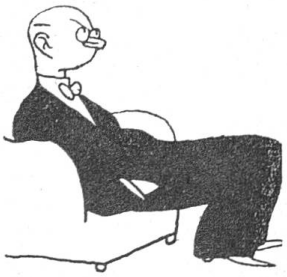
4) Auf Frage, wer ihn verlangt habe, antwortet Alice, sie wisse von keinem Telephonanruf.

5) Denkt, vielleicht nahm Max Telephon ab.



6) Geht zu Frau zurück, die sich nach einer Weile wieder erinnert, ja, es war Max, der zum Telephon ging.

7) Beginnt nach Max zu rufen, als Alice ihm mitteilt, Bruder sei an einem Vennerhöck der Pfadfinder.



8) Verbringt Abend in düsteren Meditationen über Familienleben und Telephonanrufe.

wieder verloren gegangen, Uranlager, die sicher mit meinem Flugzeug leicht wieder lokalisiert werden könnten. So meinten sie. Ich erhielt von früheren «Afrikanern» Briefe aus Deutschland und England, welche ganz präzise Angaben enthielten mit Skizzen und Karten sowie mit dem Ansuchen, ich möge «ihre» Erzlager erneut feststellen und den Informanten vom Erfolg einen Anteil sichern. So ein Uetliberg aus Pechblende, einem Uranoxyd, rage aus einem Hochplateau hervor in den Mporoto-Bergen am Nordost-Ende des Nyasasees, stand in einem Brief aus Leipzig, und als ich in der Nähe dieses Gebirges war, versuchte ich das Lager aufzufinden.

Mein erster Versuch scheiterte, weil die Luft dort oben so dünn ist, daß meine Flugi mit normaler Beladung gar nicht so hoch steigen konnte. Vor dem zweiten Start beschränkte ich mich auf minimsten Benzinvorrat und ließ die ganze Notausrüstung zurück. Ich startete bei Sonnenaufgang, bei kalter und tragfähiger Luft. Gegen den Hochplateaurand schob ich den Gashebel allmählich auf Vollgas, um den asthmatisch keuchenden Motor gut schnaufen zu lassen. Ich achtete auf Abwindfallen, und ich war froh um jeden Meter Höhe, den ich gewinnen konnte. Noch drei Minuten in einer Linkskurve das Tal hinauf: dort mußte die Entdeckung des Jahrhunderts, der schwarz glänzende Riesenfels hervorragen.

Ich war bestimmt am richtigen Ort, denn die Landschaftsmerkmale stimmten genau mit der Skizze des Leipzigers überein, der zweifellos einmal hier gewesen sein mußte. Ich saß wie auf Nadeln. Jetzt... jetzt... aber jetzt! Eine quadratkilometergroße schwarz glänzende Schieferplatte lag am obern Talende. Radioaktivität? Nicht die Spur! Wert? – Null!

Ich fluchte, was das Zeug hielt! In Tanganyika sind sicher noch nie so hoch oben so unanständige Schweizer Flüche gefallen.

Hoffmanns Erzählungen

Am Anfang war ich wirklich noch etwas naiv. Ich glaubte jedem Plagööri, der mir mit einer Beteiligung zu leichtem Reichtum verhelfen wollte.

In lebendiger Erinnerung bleibt mir ein Mr. Anthony Hoffmann. Er ließ sich mir in Tabora, dem früheren Elfenbein- und Sklavenhandelszentrum von Tanganyika, vorstellen und raunte mir «höchst Vertrauliches» ins Ohr. Er sprach mit Fachkenntnis über radioaktive Gesteine und schien ein so wichtiger Mann zu sein, daß ich es als Ehre auffaßte, mit ihm am nächsten Tag den «historisch werdenden Entdeckungsflug», wie er sagte, zu absolvieren. Er bat mich auch, ihn mit meinem Flugzeug zu photographieren. Er werde das Bild für seine Veröffentlichung in einer geologischen Fachzeitschrift mit lobender Erwähnung meiner Tätigkeit veröffentlichen.

Wir starteten also. Es war ein landschaftlich schöner Flug. Mr. Hoffmann dirigierte mich nach links und rechts, Berghalden hinauf, Täler hinunter mit jener nachlässigen Nonchalance eines Mannes von Welt an der Schwelle des großen Coups. Mein Scintillometer zeigte überhaupt nie an. Mr. Hoffmann wurde verärgert, schimpfte und stellte mein Instrument als miserabel funktionierenden Kram hin. Ich schwitzte und glaubte, nun wirklich versagt zu haben. Nach Beendigung des Fluges entschuldigte ich mich in aller Form und reservierte den nächsten Tag zur gründlichen Revision des Instrumentes.

Derweil ich in meinem Zimmer nachgrübelte, was wohl lätz gegangen sein konnte, spielte Mr. Hoffmann, so erfuhr ich später, den heldenhaften Flugpionier in der Bar. Er trank kräftig und zelebrierte sein schönes Erlebnis und empfahl mich an andere für Gratisvergnügungsreisen!

In Kenya wurde mir einmal eine Wolfram-Mine angeboten zu rund 50 000 Franken. Dieses silberweiße Metall, das man zur Stahlveredelung braucht, hat die Eigenschaft, nachts bei ultraviolettem Licht aufzuleuchten. Die Verkäufer luden mich zu einem guten Antilopenbraten ein, und nach Einbruch der Dunkelheit fuhren wir in den Busch hinaus zur Fundstelle. Wir schalteten unsere Violettlampen an – und tatsächlich, es glimmte allenthalben als hätten Millionen Glühwürmchen sich hier ein Rendez-vous gegeben. Die Claims-Besitzer, drei Inder, gratulierten mir, daß ich eine so einmalige Chance sogleich ergriffen habe. Das Vorkommen sei ja das Zehnfache wert, aber schließlich sollte ich auch etwas verdienen.

So dumm nun aber war ich auch wieder nicht. Ich nahm eine Bürste aus der Tasche und begann damit die aufleuchtenden Flecken abzuwischen. Und siehe da: die meisten verschwanden. Es war mir bald klar, daß die Schwindler Wolfram-Staub auf die Steine auf-

getragen hatten! «Sorry, no joy», «schade, abverheit» meinten sie drauf und luden mich zu einem Whisky ein.

Mit Leukoplast und Sackmesser

Sehr schwierig ist es auch, einen Fundort am Boden «anzuschreiben». Ich versuchte unter anderem, Weißel-Pulver oder Mehl in Papiersäcken abzuwerfen. Beim Zerplatzen aber gab es jeweils nur einen weißen Punkt. Im hohen Gras war diese Markierung nicht mehr zu finden oder wurde vom Regen weggewaschen. Einmal warf ich auch Feuerwerk ab, um einen Steppenbrand zu entfachen, als der Wind gegen einen Fluß in der Nähe wehte, womit der Buschbrand wieder erlosch. Zeitungen bewährten sich ebenfalls nicht, weil sie vom Wind fortgetragen wurden. Weitaus am besten erwies sich WC-Papier, das sich beim Abwurf entrollte und sich um Baum und Busch schlang.

Wenn ich an kleineren Orten als Tourist im Dorfladen zehn oder zwanzig WC-Rollen kaufte, schauten mich die Verkäufer zwar jeweils eher komisch an – und immer wieder wurden mir Kohle-Tabletten gegen Durchfall empfohlen.

Auch für Flugzeugreparaturen an meiner VP-YJX fand ich recht unorthodoxe Wege. Als an der Propellernabe unterwegs einmal der Öldichtungsring brach, spritzte das heiße Öl vorne hinaus auf die Windschutzscheibe. Die Sicht war im Nu weg, und ich konnte nur noch seitwärts zum Fenster hinausschauen. Gottlob wußte ich in dem Moment, wo ich war. Auf kürzestem Weg kehrte ich in großer Höhe zum Flugplatz zurück. Dann stellte ich den Motor ab, steckte den Kopf zum Seitenfenster hinaus und landete im Gleitflug, ohne heiße Öldusche im Gesicht. Mit Leukoplast und Isolierband wickelte ich eine Notdichtung um die Nabe. Das hielt ja «todsicher». Und wirklich: ich kam an.

Ein anderes Mal mußte ich in Wankie, einem selten benützten Landestreifen, niedergehen. Hohes, dürres Gras stand auf der Piste. An der einen Propellerspitze wurde dadurch ein Stücklein Holz abgehauen, und das gestörte Gleichgewicht brachte den Motor bedenklich zum Vibrieren. Woher nun einen neuen Propeller nehmen in so einem abgelegenen Kaff? Da tat das Militärmesser wieder einmal seinen vorzüglichen Dienst. Ich schnitt damit am anderen Ende eine etwa gleich große Tranche ab, schnetzelte alles schön aerodynamisch rund und flog so noch zwei Wochen weiter, bis der Ersatz kam.

Mit ähnlicher Feld-, Wald- und Wiesenmethode reparierte ich unterwegs einmal eine gebrochene Ölleitung mit einem Stück Veloschlauch und Draht, einen Zündkerzenkontakt mit einer Büroklammer, eine Kabelrolle mit einer leeren Farbbandspule.

Von Salisbury bis Uganda hinauf ist es ja etwa soweit wie von Basel nach Damaskus. Unterwegs gibt es vier, vielleicht fünf Flugplätze, wo Kleinflugzeuge zuverlässig repariert werden können. Es ist deshalb wahrhaftig kein Luxus, Werkzeug, Ersatzteile und ein Sammelsurium von Schräublein, Drähten und Meccano-Teilen mitzunehmen, um nicht an einem unmöglichen Ort stecken zu bleiben.

Inseln zu kaufen gesucht

Da Prospektion nie mein Hauptberuf war und ich es schade fand, das Flugzeug mit der nun so gut eingespielten Ausrüstung immer wieder für längere Zeit wegzustellen, schaute ich mich nach einem Partner um und fand einen idealen Kollegen in Hans Würth, der sich in der Schweiz seinerzeit als Segelflieger einen Namen gemacht hat und jetzt in Süd-Afrika wohnt. Wir besprachen in großen Zügen die abzufliegenden Gebiete. Und schon nach einigen Flügen hatte ich Glück mit Hans Würth: Er entdeckte in der Nordost-Ecke des Viktoria-Sees ein hochradioaktives, unbewohntes Inselpaar, Überreste eines früheren Riesenvulkans. Das war ein Ereignis! Endlich!

Dieser wichtigste See Afrikas ist fast so groß wie die Schweiz, aber es gibt nicht so viele Schiffli darauf zum Mieten wie auf den Schweizer Seen. Ein Dampfer macht alle 10 Tage eine Rundfahrt, dann hat noch der Museumsdirektor von Nairobi im Hafen von Kisumu ein Motorboot, und einige Segelbarken von Eingeborenen sowie wackelige Einbäume ergänzen den Schiffsbestand. Wie also zu den Inseln gelangen, um zu peggen?

Hans wußte sich zu helfen. Er band unter den Flügel an die Streben einen Eisenpfosten mit einer Metalltafel, auf der die Angaben der Prospecting Notice eingeritzt waren. Eine lose Schlinge war mit einer Schnur zum Cockpit ge-

bunden. Mit einem Ruck öffnete sich dann der Knopf, und die Tafel sauste wie ein Pfeil in die Tiefe. Und damit waren die Inseln gepeggt!

Diese «Mbassa-Islands» trat ich dann an die steinreiche «Williamson Diamond Mines Company» in Option ab. Im Vertrag war vereinbart, daß ich den Chefgeologen und das Hilfspersonal an einem festgelegten Datum für erste Untersuchungen zur Insel bringen sollte. Dank der Fürsprache eines Schweizer Botanikers, Herrn Dr. Bally am Museum von Nairobi, konnte ich für die Expedition ein zweimotoriges Forscherschiff mieten. Eine dreiköpfige einheimische Mannschaft, worunter der patentierte Kapitän, hätten mitkommen sollen. Aber keiner von ihnen war zur abgemachten Zeit da.

Ich hatte als Vorbereitung Vorräte eingekauft, Brennstoff an Bord beordert, das Schiff putzen lassen und mich mit Seekarten eingedeckt. Fast auf die Minute genau landete das viermotorige Privatflugzeug des Milliardärs Williamson in Kisumu, und der Geologe kam mit seinen Hilfskräften an Bord. Wir hätten ausfahren sollen.

Ich konnte die wichtigen Herrschaften nicht warten lassen und telephonierte nach Nairobi um die Erlaubnis, das Schiff selber fahren zu dürfen. Nein, das gehe leider nicht. Nur ein patentierter Seekapitän dürfe das tun, sonst sei die Versicherung ungültig. Zudem würde sich ein Unbekannter niemals im Inselgewirr zurechtfinden.

Damit war ich bös in der Klemme. Aber nicht lang. Im Geiste zogen jene zwei herrlichen Wochen in der Segelschule Hilterfingen vorbei, in denen ich die Kapitänsschnüre erworben hatte. Ich fragte mich nicht lange, ob mein Thunersee-Patent für Segeljachten auch auf dem Viktoria-See Gültigkeit habe für ein zweimotoriges Motorschiff, und bestätigte kurzerhand nach Nairobi, daß ich persönlich patentierter Seekapitän sei. Darauf erhielt ich die Erlaubnis, die Anker zu lichten!

Es war schon Nacht, als wir endlich die Lichter von Kisumu am fernen Ufer verschwinden sahen. Es galt, die ganze Nacht zu fahren, um die erlittene Verspätung aufzuholen. Wenn alles gut ging, konnten wir am nächsten Morgen bei den Mbassa Islands ankommen. Es war Vollmond. Klares Wetter und ruhiger See. Zu meinem großen Glück brannte am Homa-Berg, einem Eckpfeiler, den wir umschiffen mußten, ein mächtiges Buschfeuer. Einen deutlicheren Wegweiser hätte ich mir nicht wünschen können. Alles klappte wunderbar. Und bereits auf der Anfahrt zu «unsern» Inseln konnten wir am Geigerzähler an Bord ablesen, daß wir die richtige Gruppe ansteuerten!

Als wir Land betraten, ging das Blinken des Geigerzähler-Lämpchens in stetes Leuchten über und es prasselte im Kopfhörer, der die Signale akustisch übersetzt wiedergab, daß es mir in den Ohren wehtat. Für mich war dieser Lärm indessen herrlichste Musik. In meiner Phantasie hörte ich bereits das Ticken des Kursübermittlers an der Börse und überlegte mir, ob ich Ciba-, Lonza- oder Nestlé-Aktien kaufen solle, wenn der Wert dieser Inseln ausbezahlt würde.

Die Inseln sind derart mit tropischer Vegetation überzogen, daß wir nur am Ufer auf festen Boden traten. Weiter oben lag ein zusammenhängender Äste- und Blätterteppich, mit Lianen eng verwoben. Wir tanzten darüber wie Zirkusartisten. Und um Gesteinsproben abschlagen zu können, mußten wir ein paarmal mit Buschmessern ein Abstiegskamin schneiden.

Der Schluß von der Geschichte ist auch hier einfach: Nach sechs Monaten erwiesen sich die wunderschönen Mbassa-Inseln als wertlos. Freilich kamen über zehn Metalle zum Vorschein, worunter Spuren von Platin, Gold und Silber. Aber zu wenig, viel zu wenig und zu feinkörnig.

Ich hätte die Inseln behalten und daraus einen Anti-Rheuma-Kurort entwickeln sollen, wußte ich doch, daß man in Österreich Rheuma-Patienten einige Stunden in den Stollen eines Uranbergwerkes gebracht hatte, wo sich ihre Beschwerden verloren. Die Mbassa-Inseln strahlen intensiv seit Jahrmillionen und sie werden noch weitere Jahrhunderttausende so weiterfunken, jedenfalls länger, als mein Heilinstitut je bestanden hätte.

Ich habe die Inseln wieder abgemeldet beim Minendepartement von Kenya. Mit dieser Option war der Zeitabschnitt als fliegender Prospektor für mich abgeschlossen. Und mein Bankkonto weist wieder die üblichen Schwindsuchtssymptome auf. Eine Bluttransfusion von einer Million hätte ihm gut getan. Aber was will ich mehr – ich bin doch Millionär an schönen Erinnerungen!